Morgen-Ausgabe. **Nr. 527.**

Berlin, Donnerstag, den 10. November **1892.**

Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Botenlohn 9 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne № wird mit 10 Pfennig berechnet.

Neue Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königgrätzer-Straße № 15, und die bekannten Spediteure. Insertions-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Nr. 527. Morgen-Ausgabe.

Berlin, Donnerstag, den 10. November **1892.**

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

München, 9. November. (W. T. B.) Der Prinzregent hat die Wahl der Maler Besnard-Paris, Priedt-Antwerpen, Herewitz-Pest und Tholen-Haag zu Ehrenmitgliedern der Kunstakademie bestätigt.

Wien, 9. November. (W. T. B.) Der König und der Thronfolger von Rumänien trafen am Dienstag der nächsten Woche zu mehrtägigem Aufenthalte hier ein. Dieselben werden als Gäste des Kaisers in der Hofburg absteigen.

Wien, 8. November. (St. C. Z.) Zu einem Bukarester Brief der „Politischen Korrespondenz" wird bekannt, daß die rumänische Regierung den aufrichtigen Willen hege, sich mit der deutschen Regierung über den Abschluß eines Handelsvertrags kommens zu verständigen. Beide Regierungen hätten einander ihren prinzipiellen Entschluß zur Eröffnung diesbezüglicher Unterhandlungen kundgegeben. Auch unterliege es keinem Zweifel, daß beide Regierungen sich der Erledigung dieser Aufgabe mit gleichem Eifer widmen würden.

Pest, 9. November. (W. T. B.) Graf Szapary gab heute im Magnatenhause analoge Erklärungen wie im Abgeordnetenhause ab. Beide Häuser vertagten sich auf unbestimmte Zeit.

Pest, 9. November. (W. T. B.) Das Journal „Budapesti Hirlap" schreibt, der Finanzminister Wekerle und Koloman Szell hätten ihren Freunden erklärt, sie könnten das Ministerpräsidium, falls dasselbe ihnen angeboten würde, nicht übernehmen. Wekerle berufe sich darauf, daß sein Ressort die volle Kraft eines Mannes erfordere.

Paris, 9. November, Nachm. 4 Uhr. (W. T. B.) Ein Telegramm aus Portonovo meldet, Oberst Dodds habe sich nach heftigem Widerstande Kanas bemächtigt. Die Verluste der Franzosen betrugen 11 Todte und 42 Verwundete. Der Gesundheitszustand der Truppen sei zufriedenstellend.

Paris, 9. November. (W. T. B.) Bestem Vernehmen nach wird Oberst Dodds infolge der Einnahme von Kana zum General befördert werden.

Paris, 9. November. (W. T. B.) Das Journal „Liberté" veröffentlicht einen mit dem Dampfer „Thibet" eingetroffenen Brief aus Kotonu, in dem es heißt, die Expeditionskolonne des Obersten Dodds sei infolge von Verlusten und durch Krankheiten auf 1800 Mann zusammengeschmolzen. Ueberdies mache sich ein Mangel an Lebensmitteln fühlbar, weshalb die der Fremdenlegion angehörigen Mannschaften mit Grasgewehren versehen werden seien. Im Portonovo dürfte sich kein französischer Soldat mehr, alle Mannschaften seien in Hauptkolonne nachgeschickt worden. Unter dem Kommando des Majors Andoard sei eine kleine Kolonne von Grospopo aus, am 6. Oktober gegen Akomeh abmarschirt. Man nehme an, daß König Behanzin jetzt über etwa 30 000 Krieger verfüge. Die Artillerie der Dahomeher sei geschickt geleitet, wahrscheinlich von portugiesischen Westsiten. Man glaube, Behanzin werde noch dem Falle von Akomeh eine Schwenkung gegen Portonovo und Ketonu versuchen.

Paris, 9. November. (W. T. B.) Der Munizipalrath von Paris nahm ferner eine Tagesordnung an, in welcher der Polizei-Präfekt ersucht wird, für die Witwen und Waisen der Opfer des jüngsten Dynamit-Attentates Pensionen in Vorschlag zu bringen

Paris, 9. November. (W. T. B.) Der Munizipalrath nahm in seiner heutigen Sitzung einstimmig eine Tagesordnung an, in welcher der Entrüstung über das gestrige Attentat in der Rue des Deux Enfants Ausdruck gegeben und beschlossen wird, die Beerdigung der durch die Explosion Verunglückten auf Kosten der Stadt Paris stattfinden zu lassen.

Paris, 9. November. (St. C. Z.) Die Untersuchung der nach der Explosion in der Rue des Deux Enfants vorgefundenen Splitter der Bombe hat ergeben, daß in derselben Dynamit enthalten war. Bisher ist in der Sache noch keine Verhaftung vorgenommen worden.

London, 9. November. (W. T. B.) Der Herzog von Marlborough wurde heute Vormittag im Blenheim-Palast bei Woodstock in seinem Bett todt aufgefunden.

Petersburg, 9. November. (W. T. B.) Die Zeitungen künden mehrfach die Absicht der Regierung an, die Einführung Zölle auf Getreide, Nahrungsmittel, Vieh, Heringe, sowie die Akzise auf Tabak zu erleichtern.

Belgrad, 9. November. (W. T. B.) Gestern Vormittag fanden die Neuwahlen zur Skupschtina im Laufe des Februar k. J., die Eröffnung der Skupschtina im März k. J. statt.

Zanzibar, 9. November. (W. T. B.) (Telegramm des „Reuterschen Bureaus".) Das in Gemäßheit der Beschlüsse der Brüsseler Konferenz ins Leben gerufene internationale Bureau zur Unterdrückung des Sklavenhandels hielt seine erste Versammlung in türkischen Konsulate hierselbst ab. Anwesend waren Vertreter Englands, Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Portugals. Der Vertreter Großbritanniens, Generalkonsul Portal, wurde zum Präsidenten, der französische Konsul zum Vizepräsidenten gewählt.

New-York, 9. November. (W. T. B.) Stevenson, der Kandidat der demokratischen Partei für die Vizepräsidentschaft, dessen Wahl gesichert erscheint, erklärte, der ausfallige Ausgang der demokratischen Partei bei den Wahlen bedeute eine Auflehnung der Landwirthe und Arbeiter gegen die Mac Kinley-Bill und gegen die protektionistische Politik der Republikaner.

Die ungarische Krise.

(Aus einem Wiener Briefe.)

Die Vorgänge, deren Schauplatz in den letzten Wochen die parlamentarischen Kreise Ungarns sind, beweisen in erschreckendem Umfange den Verfall des monarchischen Prinzips unter dem ausschließlichen Einflusse des Judenliberalismus. Die gegenwärtige Regierungs- und Parteikrise richtet ihre eigentliche Spitze direkt gegen die Krone; und man bemüht sich nicht nur nicht, diese Seite der Angelegenheit zu verhüllen, sondern sie wird in ostentativster Weise und mit bewußter Absicht in die Oeffentlichkeit getragen.

Zunächst muß konstatirt werden, daß die Urheber der gegenwärtigen Kabinetskrise nicht in der Opposition, sondern ausschließlich in der liberalen Regierungsmajorität zu suchen sind. Nicht Graf Apponyi, Ugron oder Eötvös, die Führer der drei Oppositionsparteien, haben das Kabinet Szapary zu Falle gebracht, sondern Koloman v. Tißza, der gewesene Ministerpräsident, hat die durch die Hentzi-Skandale in der liberalen Partei und in der Regierung herbeigeführte Verwirrung in heimtückischester Weise benutzt, um ihnen in den Rücken zu fallen. Er hat in dem Augenblicke seines Rücktrittes seinem Nachfolger Rache geschworen und er hält den Tag der Heimzahlung nun für gekommen. Er ist der eigentliche Ministerstürzer; denn er hat die Fahne des Verrathes in der liberalen Partei, in der ihn Graf Szapary nach seinem Sturze unklugerweise beließ, erhoben; und er treibt den Ministerpräsidenten einfach durch die Drehung des Ausstrittes seiner Gruppe aus der Partei von Etappe zu Etappe. In letzter Linie aber richtet sich der Sturm unzweifelhaft gegen die Krone selbst. In seinem ungezügelten Streben nach Herrschsucht und Rache scheint Koloman Tißza zu vergessen, daß er durch 15 Jahre Minister seines Landesherrn war und er fühlt sich zurückversetzt in die Zeit, wo er als Führer der Tißzapartei auf der äußersten Linken seinen Platz hatte und in dem Fahrwasser Kossuths segelte. Koloman Tißza weiß sehr wohl, daß die monarchische Idee, die in Ungarn obnehin auf nicht zu starken Füßen steht, durch nichts so sehr erschüttert und herabgedrückt werden kann, als indem man die Krone in einen recht scharfen Gegensatz zur kirchlichen, speziell katholischen Autorität bringt. Bei den so überaus labilen, staatlichen Verhältnissen Ungarns und der unlengbar einflußreichen Stellung des katholischen Klerus muß jeder tiefgehende Gegensatz zwischen Kirche und Staat sich in einer Erschütterung des monarchischen Bewußtseins äußern. Und weil Koloman Tißza dies weiß, darum hat er gerade in dem gegenwärtigen, je kritischen Momente die kirchliche Frage in weitestem Umfange aufgerollt.

Tißza täuscht sich nicht im mindesten über die Gefühle, welche ihm von der Umgebung des Monarchen und von diesem selbst entgegengebracht werden und welche alles andere, als freundlich sind. Und zwar mit Recht! Ist es doch Tißza, der durch so lange Jahre unumschränkter Herr in Ungarn war, zu danken, daß das dynastische Gefühl so arg erschüttert, daß die gemeinsame K. und K. Armee zum Gegenstand der heftigsten Angriffe gemacht, die schwarzgelbe Fahne, das Symbol des hohen Habsburg, so oft angespeiene in den Koth getreten werden konnte. Aber Tißza hat, als er noch die Macht besaß, gut vorgearbeitet. Er hat das in Ungarn allmächtige Judenthum am sich herangezogen; er wußte den jüdisch-magyarischen Chauvinismus, der ja seine Stütze stets, offen oder versteckt, gegen Habsburgs Fahne hebt, immer warm und so organisirt zu halten, daß es ihm jeder Zeit möglich war, ihn für seine Zwecke ins Treffen rücken zu lassen. Er verhinderte nicht nur jeden Anflug in einer konservativen Partei, jenden drohende vielmehr den einst treu dynastisch und konservativ-katholisch gesinnten Grafen Apponyi allsogemach fast bis zur äußersten Linken hin. Unter seiner Regierung wuchs die Unabhängigkeitspartei von 8 Mitgliedern auf nahezu 100. Und er, der mit eiserner Faust und durch die größte Rücksichtslosigkeit, in Transvaal, das Aufkommen einer nichtmagyarischen, nationalen Opposition verhinderte, sah ruhig zu, wie die äußerste Linke, die offene Gegnerin der herrschenden Staats-Idee, aber auch des Hauses Habsburg, sich immer mehr ausbreitete.

Jetzt hält er den Zeitpunkt für gekommen, in dem er die Früchte dieses seines Verhaltens einzuheimsen gedenkt. Mit Verdacht hat er in Kremsier bei seinem Jubiläum als Präsident der calvinischen General-Synode einen so scharfen Ton gegen den Fürstprimas Bazgan anschlagen und anschlagen lassen und damit das Signal für den Beginn des heute fast unvermeidlich gewordenen Kulturkampfes gegeben. Er wußte sich seiner Sache sicher, da er mit dem in Ungarn durch ihn allmächtig gewordenen Judenthum jeden Schritt gemeinsam that. Und dieser sein wichtigster Verbündeter glaubt nun auch seinerseits nicht mehr zögern zu dürfen, den letzten Schritt zur Krönung seiner Macht zu thun. Die Krone soll gezwungen werden, ihre Zustimmung zum Kulturkampfe zu geben und damit sich ihrer letzten, wirklichen Stütze im Lande berauben. Warum hat Koloman Tißza in den 15 Jahren, wo er selbst an der Spitze der Verwaltung stand und die Geschicke des Landes lenkte, nicht an die Einführung der obligatorischen Zivilehe gedacht und warum ist er bei dem ersten gescheiterten Versuche in dieser Richtung der Frage weiterhin fortgesetzt ausgewichen? Jetzt hat er die Parole von der obligatorischen Zivilehe ausgegeben und die mit allen Mitteln gegen die Regierung kämpfende Opposition hat dieselbe gern aufgenommen.

Wird nun auch diesmal in der Wiener Hofburg zurückgewichen werden, wie so unzählige Male vorher? Fast hat es den Anschein. Graf Szapary, welcher am letzten Sonntag die Demission des Gesammt-Kabinets seinem Kaiserlichen Herrn unterbreitete, bezeichnete als alleinige Bedingung der Zurücknahme derselben die Genehmigung der obligat.-zivilen Zivilehe durch die Krone. Er war loyal genug, aus der Gefährlichkeit dieses Schrittes kein Hehl zu machen, und weit entfernt davon, sich mit demselben zu identifiziren. Die Antwort, die ihm vorläufig zu Theil wurde, war in einer Hinsicht ein unbedingtes Nein! Wie lange es aber dabei bleiben wird, ist freilich eine offene Frage. Denn es wurde ihm ein ganzer Sack von Konzessionen mit auf den Weg gegeben: vollste Rezeption der Juden, obligatorische Zivilmatrikeln, allgemeine Religionsfreiheit und fakultative Zivilehe. Wohl genug, um dem Liberalismus des Herrn v. Tißza und seiner jüdischen Hintermänner Genüge zu thun. Aber um alles das ist Herrn v. Tißza nicht zu thun, sondern nur um die eigene Macht und die Demüthigung der Krone.

Die Missen des Grafen Szapary, auf Grund der von der Krone bewilligten Konzessionen ein Zusammenhalten der liberalen Partei und der Regierung zu bewerkstelligen, kann nach den Vorkommnissen in den letzten Klubsitzungen der liberalen Partei bereits als gescheitert betrachtet werden. Wenn es ihm auch zur Noth gelingt, ein Vertrauens-Votum im Klub zu erlangen, so bringt ihn Tißza im offenen Hause zu Falle, indem er ihn schutzlos den immer heftiger werdenden Angriffen der Oppositionen preisgiebt. (Zuzwischen ist die Entlassung Szaparys gemeldet. D. Red.) Was das Ende dem Liede sein wird, läßt sich unschwer voraussagen: Koloman Tißza oder Graf Apponyi werden nach Wien berufen werden. Den ersteren nennt in ausdrücklichster Weise schon jetzt die gesammte von Pest inspirierte Wiener Judenpresse, während sie dem jungen Liberalismus des letzteren, der einst im konservativen Lager stand, nicht traut und ihn daher als unmöglich bezeichnet. Wem immer aber von den beiden die so heiß begehrte Frucht der Herrschaft in den Schooß fällt, es bleibt derselbe Schade für das monarchische Prinzip, für die Staatsgemeinschaft Ungarns mit Oesterreich. So hat sich auch in Ungarn, wie in Brasilien und in so vielen anderen Staaten wieder aufs deutlichste gezeigt, daß es kein größeres Unheil für die Monarchie geben kann, als deren vollständige Auslieferung an den Liberalismus. Möchte man doch aller Orten die nothwendige Lehre aus diesen bitteren Erfahrungen eines viel geprüften Monarchen ziehen!

Kaiser-Besuch in Kiel.

□ **Kiel,** 8. November, Abends. Beim Marine-Offiziers-Kasino herrscht seit Ex. Mai der Kaiser Mittags 12 Uhr diente an der Barkarossa-Brücke und von dort aus zwei Extrazug-Züge hier erwarteten in den Kaiserhof in Begleitung der Herren von der Admiralität, die auf mehreren Dampfbooten und Pinassen folgten, an Bord der vor der Germania-Werft liegenden Panzerschiff „Kaiser". An der Backbordseite des Panzers war eine mächtige Ehren-Pforte angebracht, auf welcher der Kaiser das Schiff betrat. Als die Kaiserstandarte auf dem Steven hißt war, salutirte die Flotte. Die Schiffe hatten über die Toppen geflaggt, die Mannschaften Paradeaufstellung genommen und ein brausendes Hurrah erdröhnte über die Fluth. Nachdem die „Hörth" einer eingehenden Besichtigung unterzogen war, begab sich Se. Majestät nach der Kaiserlichen Werft wo die neue Kreuzer-Corvette „Kaiserin Augusta" und die beiden auf Stapel befindlichen Neubauten der „Siegfried"-Klasse in Augenschein genommen wurden. Hierauf fuhr der Kaiser nach dem neuen Arsenal „Metwer", welcher soeben die Kaiserstandarte hißte, die Kaiser betrat und in See ging. Beim Passiren der Forts donnerten Ehrensalven der Strandbatterien den Kaiserlichen Gruß. Nachdem der Schiffs-Gottesdienst stattgefunden hatte, kehrte der Kaiser gegen 4 Uhr zurück. Als der Kaiser wieder in den Hafen einlief, wurden Versuche mit einer neuen Signal-Lampe gemacht, welche angewandt hat der „Hörth" seinen Kaiserlichen Befehl erreicht hatte. Bei Verlassen der Kaiser mit 21 Kanonenschüssen. Admiral v. d. Goltz und der übrigen Begleitung das Schiff und begab sich an Bord des Flaggschiffes der Manöverflotte „Baden", um daselbst zu inspiriren. Gegen nach der Flaggenparade und eingetretener Dunkelheit verkündete der auf dem Admiralschiff gefeuerte Salut, daß der Kaiser dasselbe verlassen hatte. Der Kaiser fuhr an sämmtlichen Kriegsschiffen entlang, an Bord derselben durch jubelnden Hurrahruf der Mannschaften und durch die Klänge des Präsentirmarsches begrüßt. Als das Kaiserboot an der Barbarossa-Brücke anlegte und die Standarte niederging, salutirten wiederum sämmtliche Schiffe, bei der herrschenden Dunkelheit ein prächtiges Schauspiel bietend. Der Kaiser begab sich mit seinem Bruder Heinrich nebst Suite in das Schloß, wo um 6½ Uhr die Mittagstafel stattfand.

Kiel, 9. November. (W. T. B.) Ihre Majestät die Kaiserin kehrte heute Nachmittag 5½ Uhr von Grünholz hierher zurück und setzte alsdann die Reise nach Münsinister fort, woselbst Allerhöchstdieselbe mit Sr. Majestät dem Kaiser zusammentrifft. Beide Majestäten trafen um 5½ Uhr Nachmittags die Rückreise nach Potsdam an. Se. Königliche Hoheit der Prinz Heinrich, welcher Se. Majestät bis Neumünster begleitet hatte, ist von da nach Darmstadt abgereist.

Hof- und Personal-Nachrichten.

— Der Besuch Sr. Majestät des Kaisers und Königs beim Fürsten Pleß steht, nach der „Schles. Ztg.", zum 28. November bevor. An den zwei für den Aufenthalt in Pleß bestimmten Tagen werden große Feld- und Waldjagden auf Fasanen, Hasen und Rothwild stattfinden.

— Der Königlich württembergische Gesandte am hiesigen Hofe, Staatsrath v. Moser, ist von Stuttgart, wohin er sich vor einigen Tagen behufs Theilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten begeben hatte, nach Berlin zurückgekehrt und hat die Geschäfte der Gesandtschaft wieder übernommen.

— Der gegenwärtig bei dem Landrath in Gelsenkirchen, Regierungsbezirk Arnsberg, beschäftigte Regierungs-Assessor v. Rosk ist der Königlichen Regierung zu Stade zur weiteren dienstlichen Verwendung überwiesen worden.

— Die Regierungs-Referendare v. Jagow aus Oppeln, v. Rosenstiel aus Frankfurt a. O., Fink aus Arnsberg und Thilo aus Oppeln haben die zweite Staatsprüfung für den höheren Verwaltungsdienst bestanden.

Aus Frankreich.

K **Paris,** 7. November. Ein Brief eines deutschen Agenten in Weida an den ehemaligen Agenten eines französischen Geschäftshauses in Marseille macht die Runde durch die französische Presse, wird aber, fürchte ich, seine Wirkung verfehlen, weil sein Inhalt von den hiesigen grundsätzlichen Feinden Deutschlands für irrig und tendenziös bezeichnet wird. Es wird darin nämlich der Nachweis geführt, daß es den Deutschen gar nicht einfalle die Dahomeher zu bewaffnen. Wie haben" so heißt es darin, „nur das gethan, was Sie selbst und die Portugiesen, sowie die Engländer gethan haben. Die Geschäftshäuser Manuel, Fabre, Régis haben, wie wir selbst, ausrangirte, alte Waffen verkauft. Der „Taygete" schiffte auf seiner vorletzten Reise 25 Kisten mit Chassepots- und Gras-Gewehren aus. Wir haben nur Pulver aus Hamburg verkauft, diesen geringen Werth Sie zu kennen. Die Remingtons-, Mannlicher-, Mauser- und Martini-Gewehre sind aus Manchester, Lüttich und Liège gekommen, die Krupp-Kanonen, von denen man so viel spricht, sind an Candine Redrigaez verkauft worden, der eine Bestellung von der katholischen Mission von Abekuta für die Egbas erhalten hatte. Er hat in Abomeh ein höheres Gelegenheitsgeschäft gefunden und hat sie darum dorthin geschickt." Der Fall ist immerhin bemerkenswerth. Die Franzosen beschuldigen uns Deutsche und ihr eigenes Schiff übermittelt ihren eigenen Feinden Chassepots- und Gras-Gewehre. Die Sache geht uns mit ganz natürlichen Dingen zu. Jeder Staat hat Interesse daran, sofort nach Einführung einer verbesserten Feuerwaffe die alte zu verkaufen. Natürlich findet er dafür in zivilisirten Staaten keinen Absatz; er überläßt sie Zwischenhändlern, welche ihre Waare nach allen Ecken der Welt verschicken, nach Südamerika beispielsweise, wenn dort viele oder seine Revolusti das Bedürfniß hat, sich eine kleine tüchtige Revolution zu machen, oder nach Dahomeh.

Das erwähnte Buch führt ferner aus, daß sich die Dahomeh Behanzin gegenüber einer großen Zurückhaltung befleißigt hätten und daß die europäischen Instruktoren der dahomedischen Armee Portugiesen und Engländer seien. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauten übrigens dauernd recht unzünftig. Der „Figaro" berichtet wie will wissen, daß infolge der Anstrengungen und der Sumpffieber Kanonen Mann der kleinen Dodds'schen Streitmacht kampfunfähig geworden seien. Neben den Kranken sei eine so große Zahl von Verwundeten, daß man sich ernstlich fragt, ob es möglich sein wird, den Feldzug zu beendigen, zumal da die Negerveit begannen hat. Es fällt ferner auf, daß eine Kompagnie der Marine-Infanterie in Perdeaux in größter Hast einzeschifft wird, was nach dem Senegal geschieht zu werden, und so fürchtet man, daß die Regierung weit mehr wisse, als sie zu sagen für nöthig hatte.

— In meinem letzten Briefe sprach ich Ihnen schon von der neuesten Taktik der Radikalen, mit den Sozialisten einen Bündnerbund zu schließen. Es blieb Mitterand, einem der drei Vertrauensmänner von Gambetta, vorbehalten, in einer Sozialistenversammlung in Lyon zum ersten Male öffentlich dafür einzutreten. Er betonte die Nothwendigkeit für den Sozialismus, „unberichtet und unsichtbare Mauer zu schmieden". Das „Einmauern" werden die Handarbeiter und den dem Sozialismus anhängenden Bürgerlichen" sehr unentbehrlich. Nicht alle jene Arbeiter waren indessen seiner Meinung, die Versammlung verlief außerordentlich tumultuarisch, es kam zum Handgemenge und kein geringer Theil

---

Feuilleton.

Der Spinnerlehrling.

Von William Westall.

[Nachdruck verboten]

Deutsche von Axel Albrecht.

Mit Genehmigung des Verfassers.

(Fortsetzung.) 35

Der Gedanke, daß ein „gewöhnlicher Lehrling" doch auch ein Mensch mit einer unsterblichen Seele sei, war ihm noch nie gekommen; die eindringlichen Worte des jungen Mädchens hatten jedoch den Weg zu seinem Herzen gefunden und zum ersten Male in seinem Leben empfand er Furcht, sein Gewissen durch eine schwere Sünde zu belasten. „Ich sage er ziemlich kleinlaut, „wir wollen jedenfalls zum Rat fischen".

„Soll ich ihn holen?" fragte Robin.

„Nein, Gib soll sofort mit einem Wagen nach der Stadt fahren."

Robin machte eine höfliche Verbeugung und wollte sich zurückziehen.

„Haben Sie schon gefrühstückt?" fragte Miriam.

„Nein," antwortete Robin einigermaßen erstaunt.

„Bitt en Sie nicht eine Tasse Kaffee trinken und etwas essen?" Die beiden Brüder glaubten ihren Ohren nicht zu trauen und sahen sich ironisches vor Erstaunen an.

„Setzen Sie sich hierher und ruhen Sie sie," fuhr Miriam in ihrer freundlichen, aber bestimmten Weise fort, indem sie Robin eine Tasse Kaffee einschenkte.

Dieser war über die ihm erwiesene, unerwartete Ehre im tiefen Maße überrascht und, nachdem er seiner gütigen Gastgeberin in verlegenen und bescheidenen Worten gedankt hatte, ließ er sich das Frühstück gut schmecken; es erschien ihm fast wie eine Gewissheit, da er zur letzten Male Kaffee getrunken und etwas Ordentliches gegessen hatte.

„Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich des armen kleinen Jungen in so freundlicher Weise annehmen," sagte Stellung nehmen Sie dort ein?"

„Ich bin nur ein Lehrling."

„Ein Lehrling! Ich dachte, daß nur kleine Kinder als Lehrlinge beschäftigt wurden."

„O nein, wir bleiben bis zum einundzwanzigsten Jahre Lehrlinge."

„Vater, ich möchte einmal die Fabrik und das Lehrlingshaus besuchen und wo möglich noch heute nach dem armen, kranken Kinde sehen," wandte sich Miriam an ihren Vater.

Die beiden Brüder wechselten erstaunte Blicke, in welchen sich die Denkbar größte Bestürzung aussprach; hätte Miriam den Wunsch geäußert, selbst als Lehrmädchen in die Fabrik zu gehen, so hatten sie nicht überraschter und entsetzter dreinblicken können.

„Das ist ganz unmöglich, Miriam, daran ist gar nicht zu denken," hatte Herr Ashcroft, nachdem er sich einigermaßen von seinem Schreck erholt hatte.

„Dein Vater hat recht," fiel der andere Bruder ein. „Es ist ganz unmöglich, daß Du das Lehrlingshaus besuchst."

„Warum ist dies nicht möglich?" fragte Miriam ruhig und in einem Tone, welcher erkennen ließ, daß sie nicht gewillt sei, einen einmal gefaßten Entschluß ohne weiteres aufzugeben.

„Aus vielen Gründen. Die Lehrlinge sind unreinere und rohe Burschen, und einige liegen Sonntags den ganzen Tag über in den Betten. Dies allein dürfte schon genügen, um Dir zu beweisen, daß Du keinesfalls derthin gehen kannst."

„Ich will selbst dafür sorgen, daß sie aufstehen und sich anständig betragen sollen," warf Robin lebhaft ein. „Und der kleine Harnen wurde sich so freuen — er ist ein so lieber kleiner Junge und hat niemanden, der sich um ihn bekümmert. Er würde denken, daß ein guter Engel an sein Schmerzenslager trete."

„Was ist denn Ihnen?" rief Robert ärgerlich aus.

Benjamin, Du darfst Deiner Tochter die Erlaubnis hierzu nicht ertheilen. Das Lehrlingshaus ist kein Aufenthalt für junge Mädchen aus guter Familie."

Miriam legte den Arm um den Hals ihres Onkels und sah ihn mit ihren großen blauen Augen zutrauend an.

„Onkel," sagte sie, „stelle Dir vor, daß Du ein armes kleines Waisenkind wärest und unter fremden Leuten im fremden Orte krank, vielleicht sterbenskrank darniederlägest — würdest Du wünschen, daß ich zu Dir käme und Dich pflegte?"

„Das ist eine Gewissensfrage," stammelte der alte Bob verlegen, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, eine passende Antwort auf dieses Argumentum ad hominem zu finden.

„Ja, es ist eine Gewissensfrage, und ich verlange eine klare Antwort darauf."

„Nun ja, Kind, ich würde allerdings wünschen,—"

„Gut! Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! Du warst am vorigen Sonntag in der Kirche und wirst heute wieder zum Gottesdienst gehen; wirst Du nur äußerlich ein Christ sein, Onkel Robert?"

„Ich fürchte, wir werden ihr wohl ihren Willen lassen müssen," lachte der alte Ben, der ein frischen Schadenfreude über die Verlegenheit seines Bruders empfand.

„Ich fürchte auch," antwortete Robert mit einem gezwungenen Lachen. Das Mädchen ist mit beiden Alten übel erlesen. „Warten Sie schnell zur Fabrik, Robin, und melden Sie den Besuch des Fräuleins an."

„Laß ihn doch erst frühstücken, Onkel," sagte Miriam zu frieden lächelnd. „Schmeckt Ihnen der Kaffee, Herr Robin?"

Robin konnte mit autem Gewissen bekaupten, daß es der beste Kaffee sei, den er je im Leben getrunken habe.

Der alte Bob entwirft sich verdrießliche Bemerkungen, aber seine finstere Miene blieb ohne Eindruck, es sei heutzutage Niemand furchtbar gnellig. Das man einen gewöhnlichen Lehrling mit „Herr" anredete und sein Urtheil über die Güte des Kaffees forderte, war ein zu harter Schlag für ihn, der ihn fürs erste in ein ohnmächtiges und resignirtes Schweigen stürzte.

Nachdem Robin noch eine zweite Tasse Kaffee getrunken und seinem liebenswürdigen Dank nochmals Ausdruck verliehen hatte, entfernt er sich und eilte in die Fabrik zurück.

„Du wirst diesen jungen Menschen durch Dein Benehmen ihm gegenüber noch ganz und gar verderben. Es sollte mich wirklich nicht wundern, wenn er gänzlich die Stellung vergißt, welche ihm zukommt," sagte der alte Bob, als sie wieder allein waren.

„Wie meinst Du das, Onkel Robert? Habe ich etwas Unrechtes gethan?"

„Du nennst ihn „Herr" und fragst ihn, ob ihm unser Kaffee schmeckt! Gut man je so etwas gehört?"

„Warum nicht? Er benimmt sich doch wie ein wohlerzogener und gebildeter Mann."

„Darum spreche ich nicht; aber er ist ein Arbeiter, und das darf er nicht vergessen. Wenn wir diese Leute nicht mit starker Hand niederhalten, dann werden sie festlich maßlos in ihren Forderungen, sonst könnten wir es so noch erleben, daß sie uns Vorschriften machen wollten, anstatt daß sie von uns Vorschrift werden."

„Könntest Ihr nicht versuchen, sie mit Güte zu behandeln, lieber Onkel?"

Robert lehnte sich hinten über und lachte aus vollem Halse.

„Mit Güte sollen wir sie behandeln! Wer würde wohl so dumm sein, ein solches Experiment zu wagen? Sage mir nur um alles in der Welt, Miriam, wo hast Du Deine wunderbaren Ideen aufgelesen? Hast Du die in der Pension gelernt?"

„Allerdings, denn ich habe Religionsunterricht genossen. Nennst Du es eine „wunderbare Idee", wenn ich den Spruch „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" anführe und ihn ins praktische Leben zu übersetzen trachte? Hast Du denn keine Religion, Onkel?"

Diese Frage berührte seine schwache Seite, denn er hielt darauf, für einen freundschaftlichen Christen zu gelten, und obgleich er sich innerlich gegen das ihm unbekannte praktische Christenthum seiner Nichte auflehnte, so wollte er doch nicht den Anschein erwecken, als wenn er sich im Christenthum zur Religion bekänne, und daher mußte seine Antwort natürlich etwas Zweifel ausdrücken.

„Gewiß habe ich Religion. Wie kommst Du dazu, mich danach zu fragen?!" rief er mit erkünstelterm Unwillen aus. „Glaubst Du, ich sei ein Ungläubiger? In Wirklichkeit giebt es keine Ungläubigen; und wenn ich wirklich von einem Manne hören sollte, der nicht auf dem Boden des christlichen Glaubens stunde, so würde ich ihn ohne Gnade sofort aus der Arbeit entlassen!"

„Deinkst Du, daß die Liebe christliche Wohltaten wieder vergelten werde?" fragte Miriam mit feinem Lächeln.

„Das vermag ich nicht zu sagen; gleichviel wollen wir keine Ungläubigen in unseren Diensten dulden."

„Ebenso wenig als Jakobiner," warf der alte Ben ein. „Die sind genau so schlimm; Jakobinerthum und Ungläubige gehen meistens Hand in Hand. Gott sei Dank, daß auf unserem Grund und Boden nichts derartiges zu finden ist; und daß wir auch in Zukunft davon verschont bleiben sollen, dafür will ich schon sorgen!"

2. Kapitel. Verliebt.

Für die Sonntage war eine bestimmte Hausordnung im Lehrlingshause nicht vorgesehen; jeder konnte so lange schlafen, als es ihm beliebte — allerdings auf die Gefahr hin, kein Frühstück zu erhalten.

Als Robin in die Fabrik zurückkehrte, fand er einen Theil der Lehrlinge um den Ofen versammelt; es ging wieder wie gewöhnlich ziemlich laut und wüst her, die meisten Knaben und Mädchen waren erst halb angezogen und versuchten unter lebhaften Gebärden und rohen Scherzen ihre Haarzöpfe; andere wischten sich draußen unter der Pumpe oder tummelten sich auf dem hofe herum. Am Herde saßen Dick und Betty mit ungekämmten Haaren und unsauberen Gesichtern; beide rauchten ihre langen Pfeifen und sahen dem tollen Treiben der Lehrlinge schweigend zu.

„Nun, was hast Du erreicht?" fragte Dick.

„Ich habe gar nichts erreicht . . ."

„Hab ich Dir nicht gleich gesagt? Ich kenne doch den alten Bob."

„Ich habe nichts erreicht, aber Fräulein Ruberry hat alles erreicht."